

Rosse von Argos

Autor(en): **Meyer, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 25

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Azuro
kroch umher und sah's so;
zu erquicken den Mund,
biss er sich den Arm wund;
doch auch nicht im bleichen
Bereiche der Leichen
vermochte der Glaube von ihm zu weichen,
dass seines Wesens Rebe
Säfte gebe;
Ophelien's Liebe
ihm bliebe.

ROBERT WALSER



ROSSE VON ARGOS

Zwischen der Straße, die von Nauplia über Tirynth nach Argos führt, und dem argivischen Meerstrand dehnt sich links hin eine weite Sumpfebene. Dunkle, rauhe Binsenbüsche strahlen stachlig aus dem schwarzen Moorgrund, in durchsichtigen und vereinzelt Gruppen wirbeln Oliven ihre schlanken Äste durcheinander wie im Reigentanz. Gesetztere Bäume, gleich alten Weiden mit mächtigen runden Wipfeln, bilden in der Ferne unzugängliche Parklandschaften, jenseits glucksender Kanäle und Sickergräben. Wo die Landstraße über solche Gewässer führt, sind die Brückenbogen weich von Schilf umstellt. Diese Landschaft ist fast immer von einem feurig klaren Wind durchflossen, der von den kahlen Thymianbergen zur Rechten streicht, oder linksher vom Meer. Hier ist das uralte Weideland der argivischen Pferde. Schneeweiße Schimmel mit hellblauen fließenden Schatten, Füchse, metallisch-schwarze Rappen stürmen mit wehenden Schweifen und flatternden Mähnen über das Moor, das den Hufschlag zu dumpfem Klopfen erstickt. Andere weiden zu zweien, höchstens zu fünf in freundlicher Geselligkeit, nie herdenhaft gedrängt; im spärlichen Olivenschatten säugt eine Stute ihr Füllen, sie weidet gelassen und wehrt mit dem Schweif den Fliegen, während das Junge mit geradem, weitgerecktem Hals eifrig trinkt. Nur die Tiere und die knorrigen Baumstämme überschneiden die Linie des Meeres, die dunkler stahlblau hinter dem ernsten

Braungrün des Moorlandes in ihrer metallenen Schärfe von den durchsichtig grauen Olivenwipfelwolken kaum verschleiert wird.

Listig und klein missbraucht der Mensch diesen Boden für seinen Nutzen, ein entbehrlicher Parasit: die Pferde aber sind die rechten Herren dieser Meerebene, wahrhaft souverän, ohne niedere Zwecke freuen sie sich der Weite ihres Weidelandes, und jenes Geschlecht, das die unbegreiflichen Mauerpanzer um Tirynth getürmt hat, war an Fülle des Lebens diesen Tieren gewiss verwandter als uns heutigen Menschen, und aus den Heroenzeiten haben die Rosse allein den unangefochtenen Adel ihres Blutes rein gehalten.

Wie lustig bäurisch sind die Eselfüllen, mit ihren kecken, eigensinnigen Haarbüscheln auf den kurzen Stirnen, mit steifen Knien in kurzen affektierten Sprüngen galoppieren sie ihrer Mutter nach, liebenswert, aber derb und ein wenig plebeisch. Unendlich vornehm dagegen diese jungen Pferde, wenn sie geschmeidig und wie vom Wind getragen über die Ebene tanzen im wirbelnden Viertakt ihrer Hufe, oder wenn sie sakral gemessen schreiten, ephebenschlank und schmaler noch als Rehe, voll verhaltener Zärtlichkeit, und dem Bewusstsein ihres Adels. Und dann sind sie wieder so rührend unbeholfen auf ihren viel zu langen Beinen: kaum können sie beim Weiden mit gestrecktem Hals das Gras erreichen. Sie ruhen liegend auf der Erde, die vier Beine nach einer Seite lang ausgestreckt wie umgeweht, und so scheinen sie erstaunlich flach, halb im Boden versunken, und nur das Atmen ihrer Flanken und ab und zu ein Peitschenhieb des Schweifes zeigt, dass sie leben. Ein Füllen wirft wohl auch den Kopf herum, und äugt staunend nach dem fremden Mann, wie wenn es bitten wollte: komm doch nicht zu nah, sonst muss ich aufstehen, und das ist mit diesen vier langen Beinen so schrecklich kompliziert. Denn zuerst wirft sich das Tierchen mit einem Ruck auf die Knie, und erst dann kann es sich mühsam aufstellen. Neugierig und scheu zugleich schnuppert es mit zitternden Nüstern, zutraulich, und doch schon zur Flucht gewandt, und die erschreckend großen Augen schwimmen in jenem flackernden Fieberglanz, der bereit ist, aus dem Ausdruck arglosen Vertrauens jählings umzuschlagen

in eine irre Angst, so dass man nicht wagt, die Hand zu heben, um seine Stirne zu streicheln. Es ist, wie wenn schon diese jungen Tiere um die prinzipielle Wehrlosigkeit alles Edeln vor der Gemeinheit dieser Welt wüssten: wir Menschen bauen auf diese Erkenntnis unser kunstvolles System aus verhehlten Gefühlen, halben Wahrheiten, berechnetem Vertrauen und entschuldbar-klugem Betrug, und selbst wer Höheres will, kann sich nur dadurch seinen Zielen erhalten, dass er im weniger Wichtigen mit den Wölfen heult. Die anderen Tiere sind wohl zu dumpf, um diesen Zwiespalt zu empfinden, das Pferd aber leidet zu tiefst darunter, und wird doch nie klüger durch den Schaden, wie der schlaue Hund, und darum nie gemein wie dieser. Ungemildert durch abstumpfende Erfahrung dringt jede Freundlichkeit und jeder neue Peitschenhieb in sein Innerstes wie zum erstenmal, zwischen grenzenlosem Vertrauen und wahnwitzigem Entsetzen hin- und hergeworfen ist seine Seele allen Erschütterungen von innen oder außen wehrlos offen, und eben darin liegt diese Heiligkeit der Rosse: ohne hemmende Klugheit sind sie in jedem ihrer Augenblicke ganz enthalten, und ihrem Dämon völlig hingegeben.

Mit der urtümlichen Sicherheit ihres Wertgefühls anerkannten die Alten von Anbeginn den Adel des Pferdes, in der neidlosen Freude des Edlen stellten sie das edle Tier nicht nur in ihren Dienst, sondern sie nahmen es in den innersten Ring ihres Daseins, in den Kreis der Waffenehre und des Mythos auf. Die Namen aller anderen Haustiere sind schon immer als Schimpfnamen und Symbole für lächerliche oder schlechte Eigenschaften gebraucht und verstanden worden, vor dem Pferd aber macht diese wegwerfende Intimität halt, man fühlt Distanz, etwas wie Scheu vor diesem persönlichsten Wesen. Der Hund vermag nur selten solche Höhe zu erreichen, etwa Argos, das getreue Tier des Odysseus, dessen Tod denn auch mit derselben feierlichen Formel geehrt wird wie der Tod eines Helden. Homerische Götter und Dämonen tauschen ihre Gestalt mit Löwen, Adlern, Eulen, Schwalben, Schlangen, und diese Tiere erscheinen dann als Sinnbilder der Kraft, der Klugheit, der Schnelligkeit, an sich unverbindlich, bloße Gefäße für einen beliebig vertauschbaren Seeleninhalt. In Menschengestalt er-

scheinen Götter, weil ihnen diese am meisten gemäß ist, in Rosse aber verwandeln sie sich meines Wissens nie (denn wenn der Pferdegott Poseidon als Ross erscheint, ist das nicht eine rasch geborgte, sondern seine ureigenste Gestalt), mehr als nur gleichgültiges Geschöpf, steht das Pferd als eigener Typus, als ein Gipfel der Schöpfung für sich, zu sehr Tier, um dem Gott ungehemmten Ausdruck zu geben, zu sehr Charakter, um nur die leere Maske für ihn zu sein.

So sind denn die Rosse des Peleus in unvergesslichen Stellen der *Ilias* den Heroen völlig gleichgeordnet. Aus göttlichem Stamm wie diese teilen sie auch im Herzen das Schicksal ihrer Herren. Das Gespann weint um den Tod des Patroklos und fühlt ihn, wenn schon unschuldig, als Schmach. Zeus selber tröstet die Tiere väterlich, und redet mit ihnen göttlich tiefe Worte über die Hinfälligkeit des Menschenlebens. Und als Achill, durch den Tod seines Freundes zu innerst gebrochen, in der Größe seines Heldentums nächtlich vereinsamt ist, steht ihm niemand auf Erden mehr näher als seine vertrauten Rosse. Und da fällt denn die letzte Schranke zwischen Halbgott und Tier, und das Ross Xanthos erhebt die Stimme zur Todesweisagung. Es spricht aus, was wohl mancher griechische Ritter in den übergroßen, vertrauten, und doch so seltsam nächtlichen Augen seines Tieres ahnte: ein hohes, verschlossenes Wissen um Schicksal und Tod; heißt doch nicht umsonst Hades der Rosseberühmte.

Mit allen Tieren verband den Griechen ein Gefühl der Blutsverwandtschaft, einzig mit den Pferden aber das der Ebenbürtigkeit. Aus frevelhafter Blutmischung entstehen verruchte Ungeheuer, Minotauren, Gorgonen, doch mit den verwandteren Stuten zeugt Ixions Sohn Kentauros die Kentauren, Tiere an Kraft und jähem Ungestüm, doch auch wieder menschlich klug und gütig, von Seiten ihrer Pferde-Ahnen begabt mit geheimem Wissen um Zukunft und Heilkunst. —

Wenn die peloponnesischen Schafhirten im Frühjahr mit den Herden nach den Alpweiden in Arkadien wandern, sind ihre Pferde mit buntem Lederzeug, mit Messingbeschlägen und Roßschweiften altmodisch und kostbar aufgezäumt. Dann bekommen die Füllen, die neben den Saumpferden schreiten, eine

schöne Kette um den Hals, aus großen dunkelblauen, türkisblauen, weißen und schwarzen Glasperlen, lustig durcheinandergereiht, und die Tierchen zieren sich damit und sind stolz darauf wie junge Mädchen auf ihr erstes Kettlein.

OLIVENWALD BEI VORI, SÜDKRETA

Von sanften Anhöhen sieht man über unermesslichen Olivenwipfeln das libysche Meer blitzen, ferne Inseln, verschleiert im Glast der Sonne, und rechts ragt rötlich, jäh aus dem Meer auftauchend, das Hochgebirg Ida, mit flirrenden Firnflecken und -runsen noch tief im Juni. Dann taucht man in den Bäumen unter und geht pfadlos ins Ungefähre.

Der Mittag in diesen unendlichen Ölwäldern benimmt dem Wanderer alle Weges-Sicherheit. Betäubt, den heißen Widerschein der farblosen Flammen im Gesicht, in denen die Hitze zitternd vom versengten Boden auflodert, schreitet er durch diese Wildnis wie im Traum. Die uralten Ölbäume verzweigen sich fast vom Boden aus, so dass nirgends hohle Durchblicke zwischen hohen Stämmen, und geschlossene Waldesräume entstehen, schon in nächster Nähe ist der Ausblick verhängt mit schwebenden silbernen Schleiern, so locker die Bäume stehen, man ist gefangen im schimmernden Netz ihres Zaubers. Wie Spreu im Feuer auffliegt, weissglühend, so flimmert das weidenartige Laub in großen luftigen Wipfelwolken, stumpfblaue Stämme, weitausladend, aber knorrig und in ihren Linien kraftlos, wie aus Kork, greifen wirr und taumelnd in diesen Nebel, phantastisch schwarze Äste zucken jäh daraus hervor. Unerbittlich flutet das Licht durch die Baumkronen, denn die lanzettenschmalen Blätter stellen sich mit ihrer scharfen Kante zur Sonne, um weniger Wasser zu verdunsten, und so kriechen nur die Schatten der Äste über den steinigen Boden, wie bei kahlen Bäumen. Über diesen Wäldern liegt aber noch ein anderer silberner Schleier: ein Schleier von Tönen. Millionenfach und ohne Unterbruch steigt aus den Zweigen das Zirpen unsichtbarer Zikaden, ganz hell, gläsern, fast schmerzhaft hoch, eher die Stimme des Laubes oder das Singen des Feuers, und die Erde bebt von dem glasklaren Ton bis ins Mark, wie sonst nur etwa vor dem vollen Geläut der Glocken. Bald steigt das Singen

dieser Tierchen dicht auf, eine klingende Wolke, bald zersetzt sich der Ton vor dem aufmerksamen Ohr in eine Vielheit von zirpenden Einzelstimmen, um gleich wieder in neuer Welle geschlossen anzusteigen, ganz wie die Flimmerwolken des Laubes bald als ein Filigranwerk schlanker Blätter, bald als ein dichter Nebel erscheinen. Oft wird man sich einer einzelnen Stimme bewusst, wenn sie vor unserem Schritt plötzlich abbricht, oder hinter uns klingend von neuem einsetzt, um gleich wieder ununterscheidbar im Meer der verwandten Töne unterzutauchen. Mehr noch als der verwirrende Ölwald erzeugt dieser unent-rinnbare, durchdringende Ton des Mittags eine Art Angst, ein Gefühl des Gefangenseins, des Ertrinkens, die Hitze hämmert in den Schläfen, sengender noch als die Sonne von oben beengt der Widerschein des steinigen Bodens und die aufsteigende Glut den Atem. Immer eiliger, im Laufschrift fast, sucht der Wanderer im Pfadlosen wenn nicht sein Ziel, so doch irgendeinen Ruhepunkt für Auge und Ohr, eine Lichtung, eine Pfadspur, die Stimme eines vertrauten Tieres im brandenden Getöse der unheimlichen Unsichtbaren. Unvermutet zerreist der Schleier des Laubes, aufatmend steht der Wanderer am Rand einer sanften Senkung, jenseits schon nahe höhere Hügel, verschlungene Wege laufen im Grund durch Stoppelfelder zwischen riesigen, geballten Olivengruppen. Jeweils zwei oder mehr Stämme, derselben Wurzel entsprossen, tragen dichte, runde, deutlich begrenzte Wipfel, aus der Verworrenheit des Waldes haben sich hier uralte, gesammelte Baumgestalten losgelöst, die denn auch breite, gute Schatten werfen. Getreidegarben sind zu mächtigen goldenen Ringwällen aufgeschichtet als Einfassungen kreisrunder Plätze von etwa zehn Schritt im Durchmesser, im Innern ist der Boden festgestampft, wohl auch mit Steinplatten belegt: das sind Alónae, offene Tennen, auf die das Getreide ausgebreitet wird. Dann wird ein Ochsen-gespann darauf rundum getrieben, das eine Art kufenlosen Schlitten zieht, ein vorn aufgebogenes Brett, auf dem als Lenkerin zugleich und als Gewicht die Bäuerin steht, das rollt und quetscht das Korn aus den Ähren, und im Abendwind wird es mit der hölzernen Worf-schaufel von der Spreu getrennt, wie in biblischen Zeiten.

PETER MEYER